

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1993)

Artikel: Grand Design : das Denken vor dem Bauen. Rita Süßmuth im Gespräch mit Reinhart Wustlich
Autor: Wustlich, Reinhart
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grand Design – das Denken vor dem Bauen

Rita Süßmuth im Gespräch mit Reinhart Wustlich

Ein Gespräch mit Bundestagspräsidentin Prof. Dr. Rita Süßmuth über die Vielschichtigkeit der Problematik des Planens für Berlin, die Bedeutung der Wettbewerbe als kulturelle Manifestationen; über die Rolle der Auseinandersetzung mit dem Bestand historischer Bauten als Ausdruck des Versuchs, sich mit der Vergangenheit zu versöhnen; über die Bedeutung des Denkens vor dem Bauen als Beitrag zur gesellschaftlichen Modernisierung.

Erinnern wir uns noch der Zeiten, als Entwürfe in der freundlichen Dimension der Internationalen Bauausstellung in Berlin die öffentliche Diskussion bewegten?

Unversehens ist Berlin zum Groß-Labor einer Gesellschaft auf der Suche nach Beständigem in der Geschichte und nach Sinnvollem für die Zukunft geworden. Und das bedeutet auch: zum Prüfstand für die moderne Architektur – und ihr Verhältnis zum Menschen.

Monat für Monat, so scheint es, entwickeln sich in Berlin neue Umriss von Projekten ungeahnter Größenordnungen, deren Namen noch nicht für die Idee eines übergreifenden Ganzen stehen:

Potsdamer Platz, Wasserstadt Spandau, Checkpoint Charly, Bahnhof Friedrichstraße, Umbau des Reichstags – Regierungs- und Parlamentsviertel im Spreebogen, Lehrter Stadtbahnhof, Spreeinsel, Palast der Republik, Unter den Linden, Friedrichstraße, Alexanderplatz...

Die Baugeschichte wird in Frage gestellt, die Berechtigung moderner Architektur wird in Frage gestellt, Berlin wird in Frage gestellt.

Kommt es uns bei diesen Dimensionen anachronistisch vor, gelegentlich Pausen der Nachdenklichkeit einzufordern? Was empfinden wir, wenn wir angesichts der „Planungsschlacht in Berlin“, so der Titel eines ARD-Features, an eine Aussage Iwona Buczkowskas erinnert werden, die im Hinblick auf die „Grands Travaux“ in Paris festgestellt hatte, das bei weitem Wichtigste beim Bauen sei, „Raum zu schaffen für die Freude eines jeden Tages“?

Eine Ahnung kommt auf: Je bombastischer die baulichen Ideen, desto mehr müsste der Bezug zu den Menschen in das Denken eingehen; in das Denken vor dem Bauen, das sowohl Ausgangspunkt braucht als auch Ziel. Das sich vergewissert, daß „Staat“ und „Gesellschaft“ zwar die Abstraktheit haben, die Begriffe nur gewinnen können, daß die aber „untrennbare Aspekte von Menschen“ sind, wie Norbert Elias immer wieder betont hat. Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth hatte Zeit für diese Überlegungen, ausgehend von

der Einschätzung des neuen Parlamentsgebäudes in Bonn – übertragen auf die Frage, welche der erreichten Qualitäten auf die Planungen für das Parlaments- und Regierungsviertel in Berlin übertragbar sind.

Leichtigkeit gegen Schwere, Transparenz gegen Verschlossenheit, Offenheit gegen Abschottung.

Rita Süßmuth:

Ich knüpfe einmal an das Wort von Iwona Buczkowska an: Bauen für die tägliche Lebensfreude. Man kann es auch übersetzen – mit der Frage täglicher Lebensqualität. Und wenn Sie dann einen Schritt weitergehen, ergibt sich die nächste Frage: Lebensqualität für wen?

Hier mache ich einen Unterschied zwischen einem privaten und einem öffentlichen Gebäude. Ein privater Wohnbereich unterscheidet sich wesentlich von einem öffentlichen Parlamentsgebäude, bei dem dennoch das Bedürfnis besteht, bei aller Öffentlichkeit, auch Abgeschlossenheit und Rückzug zu ermöglichen.

Dieses neue Haus am Rhein gibt eine klare Konzeption vor in bezug auf die Qualität von Leichtigkeit gegen Schwere, Transparenz gegen Verschlossenheit, oder mit anderen Worten: Offenheit gegen Abschottung.

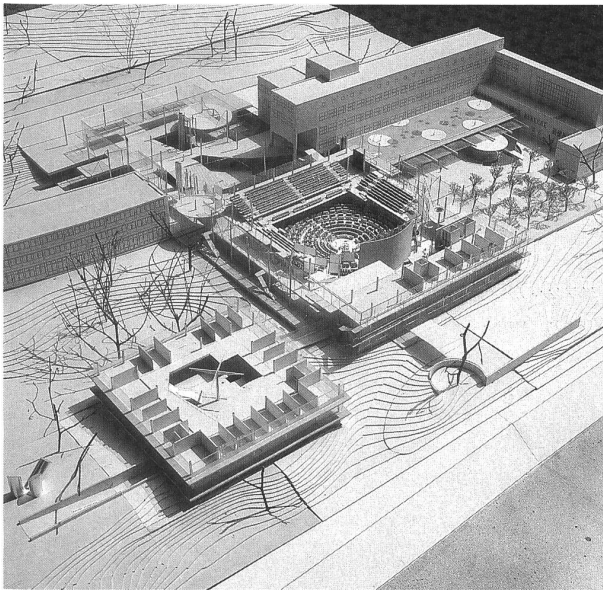
Das heißt, es lädt geradezu ein, auf es zuzugehen, es öffnet sich für die von außen Kommenden. Es verbindet damit noch eine andere Eigenschaft, nämlich die, sich zur Landschaft hin zu öffnen. Es scheint mir sehr wichtig zu sein, das Drinnen und Draußen, in Ruhe schaffender und anregender Form zugleich, miteinander zu verbinden.

Ich nenne jetzt die Probleme, die das neue Haus auch hat. Und insofern ist die Frage der täglichen Freude und der Lebensqualität auch mit Einschränkungen zu versehen.

Der Perspektive „Transparenz und Offenheit“, der Leichtigkeit ist mehr, weit mehr Raum gegeben worden als der Perspektive „Heim“ im Sinne von Vertrautheit, Intimität, Rückzug und Geschlossenheit.

Dies kann für Menschen, die das Gebäude benutzen, aber auch bedeuten, der Offenheit preisgegeben zu sein, sich auf sie einlassen zu müssen und sich in ihr einzurichten. Im Gegenzug haben sie dafür das Drinnen und Draußen in einer größeren Verbundenheit.

Wenn Sie mich fragten, wo ein gewisses Defizit dieses Hau-



Das neue Parlamentsgebäude in Bonn
Architekten: Behnisch & Partner
(Foto: Christian Kandzia)

ses liegt, dann darin, daß es bei dieser Transparenz zu wenig Gegengewicht im Bereich Geschlossenheit geschaffen hat. Wahrscheinlich würde mir der Architekt antworten: Ist es nicht doch die Quadratur des Kreises, die Sie da von mir verlangen? Ich sage dennoch: jeder Mensch braucht beides; wie für den Wohnbereich.

Die Menschen erinnern sich gegenwärtig stärker, als daß sie, aus der Erinnerung heraus, neue Entwürfe wagen.

Reinhart Wustlich:

Ist dieses Haus nicht ein Symbol für die gegenwärtige Situation, daß die Gesellschaft versuchen muß, mit Offenheit auf neue Weise umzugehen, daß sie damit ganz neue Erfahrungen sammeln muß?

Sie muß sowohl Offenheit in den verschiedensten Bereichen zulassen als auch Vertrautheit ermöglichen. Sie muß Rückzugsmöglichkeiten sichern, die benötigt werden für Nachdenklichkeit, Kreativität, für perspektivisches Arbeiten. Sie muß Offenheit sichern: für Zukunftsfragen.

Wie kann dieses schwierige Balance-Verhältnis so auf das Planen für Berlin übertragen werden, daß mehr erreicht wird, als eine Optimierung dessen, was in Bonn realisiert wurde? Und auf einer zweiten Ebene: Wie kann Planung in diesem Sinne zu einer Zukunftsorientierung des gesellschaftlichen Dialogs beitragen?

Ich nehme diese Ebenen wieder auseinander, greife die Ambivalenz der Offenheitsforderung wieder auf. Wenn wir davon ausgehen, daß sich im Bauen auch immer ein Stück Zeitgeist, ein Stück Lebensbefindlichkeit und Erleben ausdrückt, dann stoßen zur Zeit die Gegensätze hart aufeinander.

Das Beispiel der politischen Veränderungen: die neue Offenheit, der Wegfall von Grenzen, von Blockaden, Feindbildern, Mauern bis hin zu offenen Grenzen, zu offenen Beziehungen, zeigt, daß in dieser Offenheit zugleich ein Vakuum entstanden ist. Das heißt, man muß auch „Offenheit“ gestalten. Dieses Vakuum wird gegenwärtig allein beantwortet mit der Frage: Was müssen wir alles abgrenzen und neu regeln?

Ein Beispiel dafür ist das Wanderungsproblem – auch dies mit der Frage nach der Offenheit konfrontiert: Wieviel vertragen wir, wo setzen wir Grenzen?

Ein zweiter großer Problemkreis gilt der Offenheit von Märkten, dem Warenverkehr. Gilt die Offenheit des Marktes nur für die Europäer – oder darüber hinaus?

Diese Frage nach der Offenheit stellt sich in den verschiedensten Bereichen. Meist handelt es sich dann um die Offenheit für Neues, auch auf ganz anderen Feldern wie dem Bauen. Was heißt hier Offenheit? Im Augenblick haben Gebäude von historischem Charakter weit höheren Anspruch als nicht-historische Gebäude. Die Menschen haben das Gefühl, sofort zuhause zu sein. Das heißt, sie wollen sich gegenwärtig lieber mehr erinnern – als daß sie, aus der Erinnerung heraus, neue Entwürfe wagen. Alles, was ihnen nicht vertraut ist, wird bestenfalls mit Distanz beurteilt. Schlechtenfalls wird es gleich verurteilt. Jedem Neuen scheinen die Menschen gegenwärtig äußerst skeptisch gegenüberzustehen.

Sie haben daher, das verwundert mich auch gar nicht, in bezug auf dieses neue Parlamentsgebäude, die Behnisch-Architektur, die Diskussion um Offenheit und Transparenz geführt und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich gar um eine neue Ideologie handeln könne.

Nun ist sicherlich im Deutschen die Neigung zur Ideologisierung relativ hoch. Wir machen alles sofort zur Grundsatzfrage – auch mit Einseitigkeit.

Und nun bricht diese Frage ganz konkret am Beispiel der Planungen für den Umbau des Reichstags auf: Innerhalb welcher Grenzen ist hier Offenheit möglich? Viele fragen: Wie kommen die Preisträger dazu, die Prinzipien, die Struktur-, die Bau-Elemente vom Typus des neuen Plenarsaals in Bonn nach Berlin zu transportieren? In den Reichstag, bei dem wir es nicht mit einem Glasbau zu tun haben, sondern mit einem historischen Bau von mittlerer Monumentalität. (Keine Frage – wir würden das heute nicht mehr bauen; aber: andere Länder haben auch ihre alten Parlamentsgebäude.)

Das Parlament muß Menschen zueinander führen.

Ich zeige es an diesem einen Beispiel, wie die ganze Diskussion verläuft. Sie läuft unter den Fragestellungen:

Wollen wir denn diese Offenheit?

Wollen wir denn den kreisrunden Plenarsaal?

Wollen wir diese Größe – oder soll der Plenarsaal wieder kleiner sein?

Damit ich nicht falsch verstanden werde. Ich halte solche Diskussionen für jederzeit legitim, sie können auch sehr fruchtbar sein. Ich nenne hier einmal meine Position: Der Plenarsaal muß nicht eine überdimensionierte Raumgröße haben, sondern er muß Menschen auch zueinander führen. Aber dies ist vor dem Hintergrund zu betrachten, daß es einerseits sehr viele Menschen gibt, die meinen: Laßt doch dieses Reichstagsgebäude um Gottes willen so, wie es jetzt ist, rührt es nicht an. Während andere sagen: Aber man findet sich im Reichstagsgebäude nicht zurecht – es wirkt kalt.

Angesichts dieser Reaktion läßt sich hinsichtlich der Ausgangsfrage nachtragen: Es gibt Elemente des neuen Plenarsaals in Bonn, die wir in der Tat transportieren sollten. Zu der täglichen Freude gehören eigentlich auch immer die verarbeiteten Materialien, die Farben, also die ganz einfachen Mittel wie das Holz, der Stein. Sie finden in diesem Gebäude zum Beispiel nichts Prunkvolles an Stein. Und Sie finden Farben, die in Einklang stehen. In seiner Wechselwirkung mit dem Naturraum ist der Plenarsaal sehr geglückt.

In der Frage, wie dies alles auf Berlin übertragbar ist, antworte ich Ihnen: Die Entscheidung über das Reichstagsgebäude als Sitz des Deutschen Bundestages ist gefallen. Daher sollten wir uns zunächst darüber klar werden, daß vieles nicht übertragbar ist. Das Bonner Plenargebäude „im“ Reichstag wird es nicht geben. Jedes Ding hat seine Unverwechselbarkeit und seine Einzigartigkeit. Die Frage ist also: Wie schaffe ich Identität für den Deutschen Bundestag? Wie können unter den gegebenen Vorstellungen – ob nun von täglicher Lebensfreude, ob von Lebensqualität für die dort Arbeitenden, für die Benutzer und Vorstellungen von Offenheit für die Besucher – entwickelt werden. Und: Wie sind sie zu verbinden?

Das hängt davon ab, wie der Reichstag, wenn er nicht in der Gestalt seiner Entstehungszeit restauriert wird, von innen heraus Identität gewinnt. Die Frage ist, wie definieren wir uns in unserer Zeit in diesem historischen Gebäude. Das

heißt, im Reichstag muß mit anderen Mitteln darauf geantwortet werden als in Bonn.

Und dennoch kann auch in einem solchen Haus Lebensqualität entstehen, wenn es entsprechend gestaltet wird. Denn auch Baumgarten hat bei seinem Umbau ja neue Prinzipien berücksichtigt, beispielsweise das der Transparenz, der Gliederung durch Glas, das im alten Bauzustand nicht gegeben war.

Unterschiedliche Zeiten und Vorstellungen von Städtebau liegen im Streit.

Es entsteht eine zusätzliche Spannung, die aus der Tatsache resultiert, daß der Reichstag in seinem vielleicht monomanen Äußeren in Korrespondenz stehen wird zu einem ganz anders gearteten städtebaulichen Rahmen. Eine Korrespondenz zwischen Alt und Neu ist zu gestalten: ein Spannungsfeld zu einer großen Achse oder zu einer anderen, frei aufgebauten Raumstruktur. Vor diesem modernen Hintergrund werden sich gegenüberstehen:

der Gestaltungswille des 19. Jahrhunderts in der Kontur des Reichstags und

die Identitätsvorstellung eines Parlaments, das sich ins 21. Jahrhundert hineinbewegt.

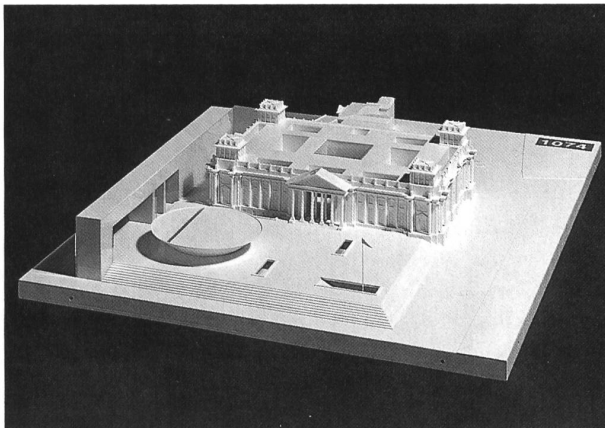
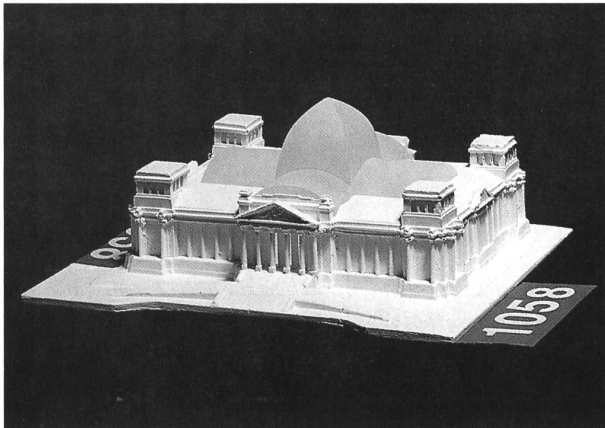
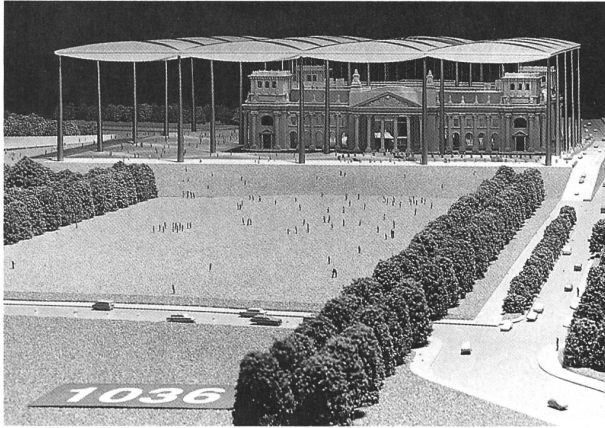
Resultieren daraus nicht sehr diffizile Abstimmungsprobleme?

Der Bautypus, der vorgegeben ist, und die Ideen, die Architekten zu seinem Umbau entwickelt haben, stehen einander ebenso gegenüber wie die alternativen städtebaulichen Konzepte:

der Schultes-Entwurf mit seiner, auf eine Großstadt bezogenen, strengen Linienführung der Verbindung bisher getrennter Teile Berlins oder

die städtebauliche Konzeption Klein/Breuchas, in der sich ein anderes Konzept der Zuordnung von Parlament, Bundesrat und Kanzleramt im Sinne der Solitärösung darstellt.

Das Spannungsverhältnis der beiden Elemente sowohl beim Wettbewerb für den Umbau des Reichstags als auch beim städtebaulichen, zeigt mir, daß sich hier nicht nur unterschiedliche Konzeptionen, sondern unterschiedliche Zeiten und Vorstellungen von Städtebau gegenüberstehen. Und darin verankert Parlament und Regierung.



Ich kann heute nicht sagen, wie diese kontroverse Wahrnehmung und Ideenführung aufgelöst wird. Meine Prognose ist, daß der Umbau des Reichstags nicht im Sinne einer radikalen internen Umgestaltung geschieht, sondern eine mittlere Umbauperspektive zeigen wird. Ich hoffe nur, daß am Ende nicht ein so diffuses Konzept dabei herauskommt, daß man allenfalls von einer Sanierung mit kleinen Veränderungen – ohne Idee einer Umbaukonzeption – reden kann.

Realisierungswettbewerb Umbau Reichstagsgebäude zum Deutschen Bundestag
Entscheidung des Preisgerichts:
Drei erste Preise:
Norman Foster (GB)
Santiago Calatrava (E/CH)
Pi de Bruijn (NL)
(Fotos: Antonia Weiße, Berlin)

Wenn Sie nämlich in die Substanz nicht eingreifen wollen, aber die Ideen eines „nutzerfreundlichen Plenarsaals“ – der der Parlamentsarbeit angemessen ist – und eines „bürgeroffenen Forums“ miteinander verbinden wollen, dann ist zu fragen, ob das in dieser vorgegebenen Baugestalt so verwirklicht werden kann beziehungsweise: was der Idee gemäß in der Substanz zu ändern ist.

Die leitenden Ideen sollen nicht aufgegeben, sondern in unterschiedliche Ausformungen eingebracht werden.

Kann man sagen, daß die sehr breite, spontane Zustimmung zu der zunächst als groß gelobten Idee des Schultes-Entwurfs im Laufe der Zeit nachläßt?

Führt die Abstimmung dazu, daß nach einer Zeit der Bewertung von Alternativen im Hinblick auf unterschiedliche, auch neue Konzepte für den Umbau des Reichstags, eine neue Ebene der Konzeption erreicht werden muß, um eine Einheit zwischen der städtebaulichen und der Objekt-Ebene zu schaffen?

Diese Hoffnung habe ich, weil Architektur ja auch Prozesse durchläuft. Und jeder Architekt weiß, daß selten preisgekrönte Entwürfe genauso gebaut werden, wie sie in Wettbewerben prämiert wurden.

Daher sollte aus meiner Sicht der weitere architektonische Mitwirkungsprozeß so ausgerichtet sein, daß die leitenden Ideen nicht aufgegeben, sondern in unterschiedlichen Ausformungen doch eingebracht werden können.

Dieser Grundsatz sollte für die Ergebnisse des städtebaulichen Ideenwettbewerbs wie für die des Wettbewerbs zum Umbau des Reichstags gelten.

Es gibt auch beim Umbau des Reichstagsgebäudes Grenzen – ähnlich denen, die ich beim städtebaulichen Ideenwettbewerb benannt habe, die ich nicht überschritten sehen möchte. Aber es muß nicht so sein, daß ich in der Kleinst-Lösung „Umbauen ohne zu verändern“ wirklich verharren muß. Und das ist jetzt die offene Frage.

Gehen wir mal positiv heran. Sehen wir doch die Möglichkeiten, daß auch im Miteinander des Diskutierens der sehr unterschiedlichen Vorstellungen der Politiker einerseits und der Architekten wie auch der Bürger andererseits die Chance besteht, daß es eine Bewegung aufeinanderzu geben kann.

Wie ich für radikales Fragen bin, bin ich für den großen Entwurf.

Kann es sein, daß in bestimmten Zeiten die stringente Form, die Konzeption, wie sie der erste Preis des städtebaulichen Ideenwettbewerbs dargestellt hat, zu „groß“ wird durch „Eigensinn“? Durch „Eigensinn“, der auf der einen Seite erforderlich ist, um wirklich unverwechselbare Leistungen zu erzielen und um Elemente von künstlerischer Überhöhung in die Alltagswelt zu bringen, daß dieser „Eigensinn“ andererseits zugleich etwas Abgehobenes, so Eigenes hat, daß er so der Verständigung der Beteiligten und dem Interesse der Gesellschaft im Alltag zu widersprechen scheint? Hermann Hesse hat sich gelegentlich zu den Freuden und Leiden von „Eigensinn“ geäußert. Ist eine solche Haltung vielleicht nicht (mehr) zeitgemäß?

Also, ich muß das verneinen – nicht weil ich die Spannung verneine. So, wie ich für radikales Fragen bin, bin ich für den großen Entwurf.

Wir messen ja auch nicht die Ethik täglich daran, ob wir Menschen ihr nun entsprechen im Gutsein und minimieren danach immer stärker unsere Ansprüche, die wir an die Erwartung von gutem Verhalten, von menschlichem Verhalten, haben.

Ich fände es ganz fatal, wenn ich Entwürfe von Architekten jeweils daran messen wollte, ob sie dicht genug bei einer Vielfalt von Menschen sind, die im Alltag ganz andere Vorstellungen haben.

Ich muß Ihnen sagen, daß ich auch den Entwurf Fosters anders wahrnehme, als viele ihn sehen. Das gehört zur Wahrnehmungsvielfalt. Auf mich wirkt er nicht monumental, sondern die Bewertung ergibt sich aus einem Gegensatz. Das eine ist der Ausdruck des Endes des 19. Jahrhunderts, der Bau hat etwas Schweres, Erdverbundenes, Massives.

Und dem setzt Foster etwas sehr Transparentes und Leichtes entgegen. Viele haben den Entwurf von den Fotos nur als monumental gesehen. Er selbst hat die Intention, Monumentalität zu verringern. Daraus wird ersichtlich, daß wir es mit einem Vermittlungsproblem zu tun haben.

Realisierungswettbewerb Umbau Reichstagsgebäude zum Deutschen Bundestag
Entscheidung des Auslobers nach Überarbeitung und Reduzierung des Raumprogramms am 22. 6. 93 für den Entwurf von Norman Foster (GB)



Ich wünsche mir Vielfalt in der offenen Diskussion, keinen zu schnell eingegengten „mainstream“.

Die Übersetzung des beschriebenen Gegensatzes in eine moderne Technologie, in eine Haltung, mit Technik und mit baulichen Symbolen so umzugehen, daß eine symbolische Transformation möglich wird, ist sehr eindrucksvoll – trotzdem steht auch dieser Entwurf jetzt da als „Idee in Fesseln“.

Ist es nicht eher eine entfesselte Idee? Denn er hat sich nicht Fesseln anlegen lassen. So ist er ein Beispiel für eine sehr kreative Verbindung von Ästhetik und moderner Technologie, Umwelt-Fragen eingeschlossen.

So habe ich das Bild verstanden: in Fesseln, daß der Entwurf, sobald er in die öffentliche Bewertung eingegeben wird, Fesseln angelegt bekommt. Es wäre wohl die Herausforderung einer fast französischen Kulturpolitik für das Bauen, diese Fesseln zu lösen, ihn seine „Schwingen“ ausbreiten zu lassen.

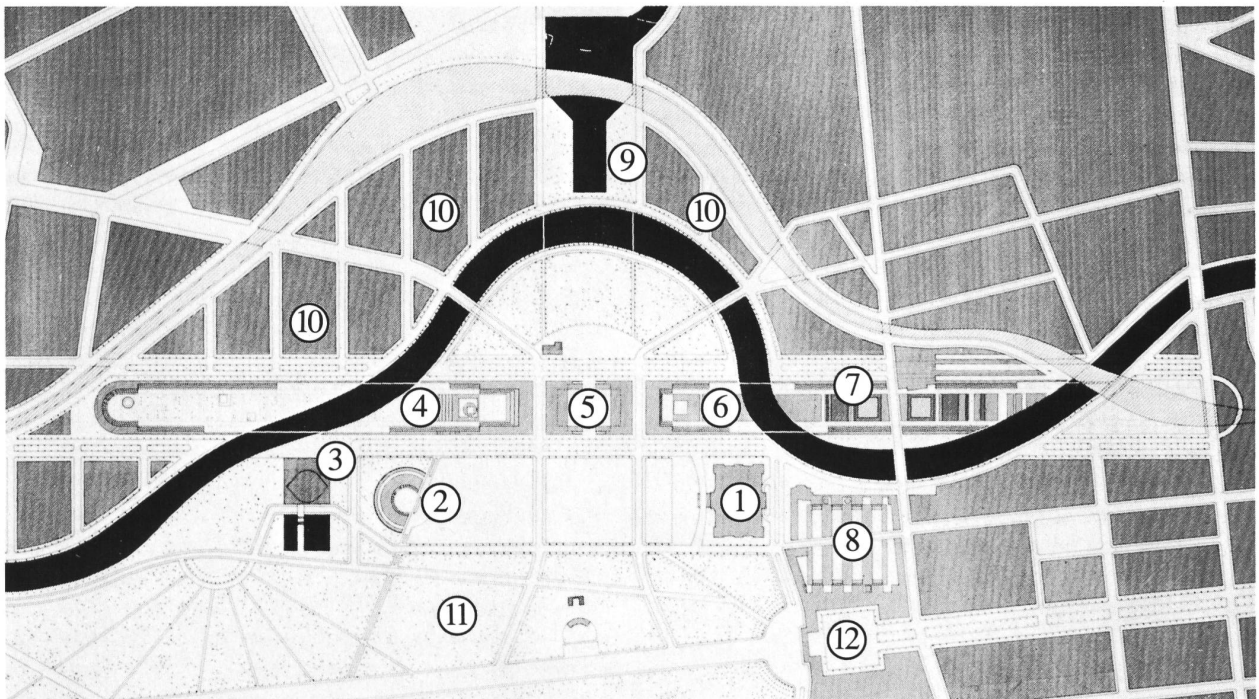
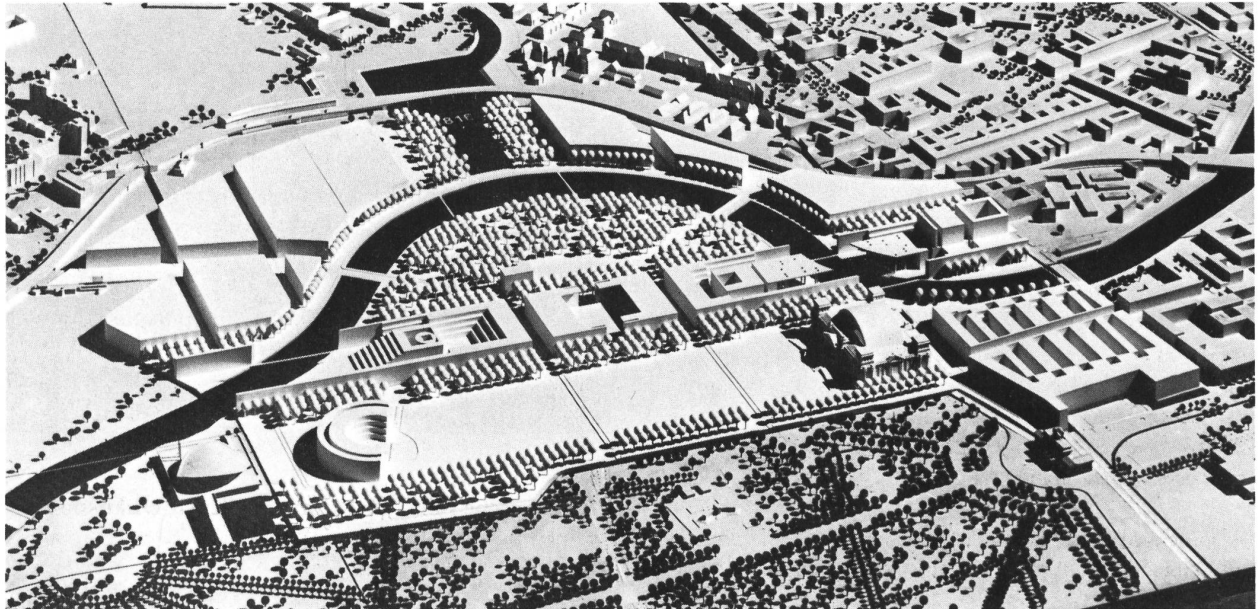
Also, zunächst werbe ich dafür, daß wir nicht alle permanent nur unter dem jeweils eigenen Gesichtspunkt fragen: Ist etwas gut, weil es bei meiner Realität bleibt, bei meinen Wahrnehmungen?

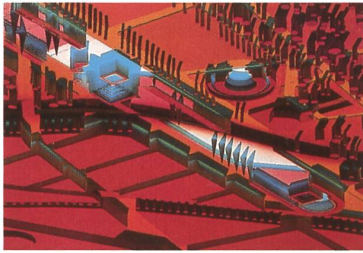
Denn dann hat kein künstlerischer Entwurf in der Architektur überhaupt eine Chance.

Wie immer der Umbau des Reichstagsgebäudes aussehen

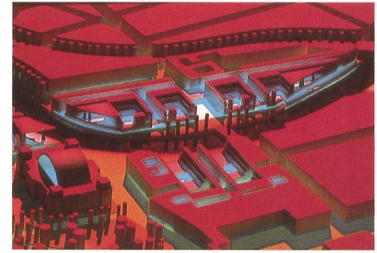
Internationaler Städtebaulicher Wettbewerb Spreebogen Berlin
Architekten: Axel Schultes mit Charlotte Frank (1. Preis)
Modellfoto und Lokalisierung

- | | |
|---|---------------------------|
| 1 Reichstag | 7 Abgeordnete, Fraktionen |
| 2 Bundesrat | 8 Bundestagsverwaltung |
| 3 Kongreßhalle | 9 Humboldthafen |
| 4 Kanzleramt | 10 Neue Stadtgebiete |
| 5 Bundesforum, Bahnhof,
Parlamentarische Gesellschaft, | 11 Tiergarten |
| 6 Fraktionen, Ausschüsse | 12 Brandenburger Tor |





„Spreebogen Berlin“
Entscheidung des Aus-
lobers unter Beteiligung
einiger Fachpreisrichter
am 25. 6. 93 für den Ent-
wurf von Axel Schultes
und Charlotte Frank



wird, das Modell Fosters geht in die Architekturgeschichte ein. Auch wenn es möglicherweise nicht gebaut wird. Was ich mir wünsche, wäre eine Vielfalt in der Diskussion. Wir fühlen uns so demokratisch, aber wir haben immer ganz schnell einen „mainstream“ in der öffentlichen Beurteilung.

Ich weiß, daß diese Entwürfe mit voller Skepsis aufgenommen werden, dennoch sollte das, was ihre Geistesstärke, Kreativität ausmacht, auch entsprechend bewertet werden. Denn sonst hat in unserer Kultur überhaupt kein geistiger Entwurf eine Chance mehr.

Wo sich kulturell nichts bewegt, passiert auch in Kürze in anderen Bereichen nichts mehr.

Ich fand Ihren Einwand, der in einem Nebensatz enthalten war, wichtig und interessant, daß wir nicht Verhältnisse wie in Frankreich haben. Damit ist ein Spannungsbogen aufgebaut: die Chance des kulturellen Austauschs.

In Ihrem Buch „Die planlosen Eliten“, das Fragen der gesellschaftlichen Modernisierung in Deutschland und in Europa an sehr faszinierenden Beispielen deutlich macht, gibt es ein Plädoyer dafür, daß Deutschland und Frankreich sowohl im Austausch von Lösungsmöglichkeiten für die Modernisierung der Gesellschaften als auch im Austausch von Zukunftskonzepten stärker zusammenarbeiten sollten.

Frankreich ist in den letzten 10 bis 12 Jahren durch eine sehr kühne Architekturpolitik, durch eine Kulturpolitik für das Bauen hervorgetreten. Für mich würde aus Ihrem Einwand die Frage folgen: Wenn diese beiden Gesellschaften sich füreinander öffneten, was könnten sie sich für das Bauen gegenseitig geben?

In bezug auf das Bauen empfinde ich Frankreichs Selbstverständnis beeindruckend. Frankreich, das keinen Mangel hat an Traditionsbindung, keinen Mangel hat an auch nationengebundener, ganz eigener Identität – la „Grande Nation“; Frankreich zeigt sein Selbstverständnis auch im Bauen. Insbesondere in seiner Metropole, aber auch an anderen Orten. Es gibt oft originelle Lösungen. Man muß das nicht mögen. Man kann sehr heftig darüber streiten. Aber es ist gewagt worden, es zeigt Zukunftsoffenheit. Jedesmal, wenn ich die Pyramide im Louvre sehe, dann denke ich, wäre das in Deutschland möglich?

Natürlich durchlaufen beide Gesellschaften gegenwärtig auch unterschiedliche Phasen. Vieles, was sich im deutschen Bauen ausdrückt, ist von großer Bescheidenheit gekennzeichnet. Das Beispiel des Parlamentsgebäudes in Bonn zeigt es; überhaupt – unser ganzer Parlamentsbereich ist einer der bescheidensten in Europa. Diese Bedingungen lassen sich unter dem Stichwort „Arbeitsparlament“ zusammenfassen.

Aber, man muß aufpassen, daß man vor lauter Bescheidenheit ... nichts mehr „wert“ ist, im positiven Sinne also: Identität im Bauen drückt auch eine Beziehung zu kulturellem Raumanpruch aus.

Für mich ist das Kulturelle wichtig: Wo sich kulturell nichts bewegt, passiert auch in Kürze in anderen Bereichen nichts mehr. Die Vorstellung, die einen sind kulturell tüchtig und die anderen sind wirtschaftlich tüchtig, gilt nur sehr begrenzt, weil erst die Verbindung von beidem jeweils etwas aussagt über Wißbegier, Bewegung, Entwürfe.

Ich denke, die Begegnung, der Austausch sind gefragt. Man braucht die Begegnung mit dem anderen – und das Wagnis.

Warum ist die Sehnsucht nach historischen Bauten so groß?

Die „Grands Travaux“ der Metropole Paris stehen in der öffentlichen Meinung wie Kulissen im Vordergrund. Ein spektakulärer Teilausschnitt. Überall im Lande findet man auch andere, bürgernahe Konzepte, die das Bauen für den kulturellen Sektor prägen – neue Lycées, futuristisch zum Teil, neue Bibliotheken, neue Mediatheken, neue Universitäten. Eine bestimmte Art von Zukunftsoffenheit prägt sich in der Art des Bauens aus.

In Deutschland ist der Kulturbereich in diesem vergleichbaren Zeitraum der letzten 10 bis 12 Jahre besonders auffallend durch den Bau von Museen geprägt worden. Der Vergleich könnte, das ist eine Hypothese, einen unterschiedlichen Ansatz, mit Kultur umzugehen, zeigen – auch im Sinne der These unterschiedlicher Phasen, die beide Gesellschaften durchlaufen haben:

eine Art von Zukunftsöffnung in Frankreich

und vielleicht: eine Art von Innehalten in Deutschland.

Die Tendenz, sich zwar einer Ausgangsbasis zu versichern, zugleich aber wenig nach dem Neuen fragen zu wollen, wird

spürbar. Von den grundsätzlichen Anschauungsunterschieden in Europa könnte die Debatte profitieren.

Ich bin viel vorsichtiger in der Bewertung unserer Bauprojekte und Bauleistungen. Angefangen bei der Bonner Kunsthalle: Ich habe mir nicht vorstellen können, daß die Bonner ein solches Objekt an der B 9 wagten.

Das kann ich nicht als „museal“ im Sinne des 19. Jahrhunderts werten. Darin steckt etwas Neues, und das Haus wird von den Menschen angenommen.

Nun zu der Frage, warum die Sehnsucht nach historischen Bauten gegenwärtig so groß ist?

Ist es möglicherweise Ausdruck dafür, sich mit einer Vergangenheit zu versöhnen, die offenbar gespalten und getrennt war?

Insofern wird an verschiedenen kontrovers diskutierten Bauobjekten und Bauplanungen durchaus auch ein Teil unserer Vergangenheit bearbeitet.

... der Recherche eines Schriftstellers vergleichbar, der eine historische Biografie rekonstruiert und dabei zugleich über sich selbst arbeitet...

... das ist meine Interpretation. Im Augenblick sehe ich uns eher als Gefesselte unserer Gegenwart; wir suchen erfolgversprechende Ansätze mehr im Gestern und zuwenig im Morgen.

Es ist klar, daß jeder nur Zukunft hat mit der Frage „Woher komme ich?“ Das muß sich auch im Bauen ausdrücken. Wir suchen aber eine Antwort für das Bauen in Berlin, vor allem auch in der Auseinandersetzung mit vorangegangener Baugeschichte. Wir haben die Antwort noch nicht gefunden. Meine Vorstellung ist, die historischen Strukturen zu erhalten und durch Neues zu ergänzen. Also ein Bekenntnis zur Vergangenheit, statt sie wegzureißen.

Ist preisgekrönte Architektur eine Sache von einem anderen Stern?

Das Denken vor dem Bauen stellt sich als großes Thema. Wolf Jobst Siedler hat in diesen Zusammenhang eine These eingebracht. Er sagt: Zuerst komme es auf das Leben an, das in die Stadtbereiche, in die Straßen und in die Plätze einziehe

– das Leben sei bestimmend, das sich dort ausprägen, nicht die Architektur, die preisgekrönt wird. Die Frage des Denkens über gesellschaftliche Zusammenhänge dürfte aber nicht bei der Aufarbeitung historischer Bedingungen enden, sondern müßte auch den Aspekt der Offenheit gegenüber Zukunft auf neue Weise betonen – in einem offenen Diskurs aller gesellschaftlichen Gruppen.

In bestimmten Phasen kann es gesellschaftliche Entwicklungen geben, wie jetzt in Berlin, in denen offenbar parallel beides bewältigt werden muß: Suche nach Beständigem in der Geschichte und Suche nach Sinnvollem für die Zukunft.

Wie aber kann man in dieser Zeit, wenn ich noch einmal auf Ihr Buch „Die planlosen Eliten“ zurückkommen darf, die fundamentale Bindung an die Faktoren des 19. Jahrhunderts, die uns unseren Wohlstand gebracht haben, und die Fixierung auf den Status quo überwinden, um zu neuen Perspektiven zu kommen, die sich dann auch im Bauen ausdrücken?

Ich setze bei Siedlers These an, daß die Räume der Stadt zuerst vom Leben, von den Menschen bestimmt werden und nicht von den preisgekrönten Architektur-Entwürfen.

Die Unterscheidung von Leben und Architektur in diesem Sinne finde ich für mich nicht nachvollziehbar. Ist der preisgekrönte Wettbewerb eine Sache von einem anderen Stern? Oder gehört sein Entwurf nicht auch in den Bereich der Angebote von Menschen zur Gestaltung menschlicher Räume? Ich beantworte diese Frage positiv. In der Architektur ist es ein Mensch, der von vielen ein Angebot macht.

In bezug auf Siedlers Betrachtungsweise sind mir zwei prinzipielle Aspekte wichtig:

die Gestaltung von Räumen unter Teilhabe von Menschen nach menschlichen Bedürfnissen – und dann ergibt sich die gesamte Vielfalt,

die Reichweite von Entwürfen.

Ich nenne ein einfaches Beispiel aus einem anderen Bereich und möchte damit zugleich mein Verständnis von der Reichweite von Ideen aufzeigen:

Mir sagte der Jerusalemer Bürgermeister Ted Kollek bei unserer jüngsten Begegnung: „Es gibt etwas, worauf ich stolz bin in dieser geteilten Stadt: das sind meine kleinen Gärten, die ‚pocket-gardens‘ und die größeren. Warum? Weil allerlei möglich geworden ist:

Da sitzt der muslimische Araber neben dem jüdischen Nachbarn oder dem fremden Besucher. Es sind Räume, in denen Menschen sich treffen – wie in kleinen Oasen. Und diese Menschen haben nicht einen organisierten Bereich der Begegnung, sondern einen natürlichen. Gleichzeitig ist darin gelernt worden: Gärten beschädigt man nicht. Israelis pflücken keine Blumen ab, sie bestaunen sie.“

Warum dieses Beispiel? Gerade für die Gestaltung der Räume sind Ideen, Ideen mit Reichweite unverzichtbar. Hätte Ted Kollek nicht die Idee gehabt, wären dort auch keine Menschen zusammengekommen.

Also, ich muß schon, wenn Architektur mit der Frage der Gestaltung von Raum und Bau zu tun hat, solche Entwürfe als Ideen haben! Das klingt sehr alltäglich – ist es aber nicht.

In Anlehnung an unser Buch über die Eliten sind für die Architektur zwei Gesichtspunkte relevant:

die Reichweite der Ideen und

die Reichweite der anstehenden Lösungen selbst.

Es geht ja um das Miteinander im städtischen Leben, in städtischen Räumen, und da liefert der preisgekrönte Architekt den Stein des Anstoßes, die Idee, die Gestaltungskraft und ihre Varianten. Man muß ein Angebot machen, etwas vorgeben unter Menschen...

...auch eine kreative Provokation?

Ob nun Provokation oder eine Idee, die Begeisterung und Zustimmung hervorruft, beides setzt etwas in Gang.

Es ist gerade in Berlin wichtig, daß dort, wo die Räume für Menschen nicht zugänglich waren, wo sie voneinander getrennt waren, erst Ideen, erst Bereiche geschaffen werden müssen, wo sich Menschen treffen.

Perspektive: die Begegnung mit dem, was Berlin war, nicht mehr sein konnte und wieder sein kann.

Die Frage der Perspektive der Gesellschaft – am Beispiel Berlins, am Symbol des Bauens in Berlin – ist noch nicht ausgeprägt. Wie bekommt sie Kontur?

Es kann ein guter Aufbruch werden, wenn die Menschen erstens, ich komme auf unsere Anfangsthese zurück, Offenheit wahren. Wenn sie sich im guten Sinne auch mit dem

ganz anderen auseinandersetzen; wenn sie dabei auf dem beharren, was ihnen aus der Tradition wichtig ist und die sie nicht aufgeben möchten.

Wenn Menschen nicht an ihrer Tradition, ihrer Geschichte festhalten, haben sie auch keine Zukunft.

Schließlich sehe ich eine Perspektive, wenn sich alle Beteiligten nicht von einem fiktiven Zeitdruck auffressen lassen. Die zeitliche Dimension kann gegen alles Entwerfen und Gestalten eingebracht werden, so daß das Zeitargument mächtiger wird als alles andere und alle qualitativen Diskussionen verdrängt. Wenn wir aber dazu kommen, daß diejenigen, die jetzt Verantwortung tragen, sich nicht davon abbringen lassen, das auszugestalten, was sie geistig durchzusetzen haben, wird es eine Perspektive geben:

Sie wird Berlin zu einem Ort machen, an dem diese geistige Auseinandersetzung auch einmal zeitgeschichtlich dokumentiert werden kann. Ich würde mir wünschen, es entstünde eine Raumgestaltung, die Zukunft hat und die auch andere Menschen begeistert.

Begegnung mit dem, was Berlin war, nicht mehr sein konnte, und wieder sein kann.

Quellen:

Peter Glotz, Rita Süßmuth, Konrad Seitz: Die planlosen Eliten. Versäumen wir Deutschen die Zukunft?, München 1992

Wolf Jobst Siedler: Die Abdankung einer Stadt vor Investoren und Architekten, CENTRUM 1993, S. 8ff.